

## 19. Mediävistisches Kolloquium des Konstanzer Arbeitskreises

Bern, 26. November 2011

### Zusammenfassungen der Vorträge

Daniela Fuhrmann, M. A. (Konstanz), *Er sprach vil worte der si vergaze*. Überlegungen zum Erzählprinzip ständiger Wiederholung in den ‚Offenbarungen‘ Adelheid Langmanns.

Die „Offenbarungen der Adelheid Langmann“, einer Dominikanerin des Klosters Engelthal bei Nürnberg, stammen aus dem letzten Viertel des 14. Jahrhunderts und zählen, gattungstypologisch gesehen, zur frauenmystischen Vitenliteratur. Der Text präsentiert eine einzelpersönliche Vita, die weniger auf das äußere Leben der Schwester als vielmehr auf ihr spirituelles Leben, gar Er-Leben diverser Gottesbegegnungen fokussiert. So setzt sich das Werk aus einer Aneinanderreihung von Berichten sogenannter Gnadenerfahrungen – Momenten der bereits auf Erden möglichen Gottesschau – zusammen, in denen sich Gott, meist in der Gestalt Jesu, der Schwester oft überaus „minneclichen“ zuwendet.

Strukturelles Charakteristikum der „Offenbarungen“ ist eine abschnittshafte Gliederung, innerhalb derer nahezu jeder Paragraph mit einer häufig auf liturgische Handlungen zurückgehenden Zeitangabe begonnen wird, um darauf folgend eine Gottesbegegnung der Schwester zu schildern. Auf diese Weise erhält der Text gleichermaßen wie das von ihm dargestellte Leben der Ordensschwester seine Struktur durch die Liturgie. Diese Struktur ist sowohl auf Ebene des Dargestellten wie auch auf Ebene der Darstellung durch das Moment der Wiederholung geprägt: Die Erlebnisse der Schwester perpetuieren sich; auf eine liturgische Sequenz, Feier oder private Andacht folgt kontinuierlich die Gottesschau. Mitunter scheint die göttliche Gnade aufgrund ihrer Wiederholung und Wiederholbarkeit so gewöhnlich, dass die bei der Begegnung geäußerten Gottesworte nicht einmal mehr der Erinnerung würdig sind, wie die Protagonistin selbst zugibt: „Er sprach vil worte der si vergaze“. Die Darstellung folgt den sich wiederholenden Ereignissen und gibt diese in einer ebenso repetitiven Struktur wieder. Auf diese Weise ist die durch die Zeitangabe implizierte Frömmigkeitspraxis nicht nur innerhalb der Diegese argumentationslogisch – gleichsam als (erster) Teil einer Kausalrelation –, sondern auch zeichenhaft im strukturellen Ablauf des Textes der Gotteserfahrung vorausgesetzt.

Die Wiederholung, welche die Liturgie und sonstige frömmigkeitspraktische Akte wesentlich prägt, indem ähnliche oder gar identische Wortlaute repetiert werden, ist demnach, folgt man den „Offenbarungen“, eine Praxis der Aufmerksamkeitslenkung. Dieser eignet allerdings ein paradoxales Moment: Sie erfordert eine intensive Auseinandersetzung sowohl körperlicher als auch geistiger Natur mit den zu rezipierenden liturgischen Texten, um deren konkrete Ausgestaltung und die eventuell dazugehörige Performanz schlussendlich zugunsten einer anderen Erfahrung, der Gottesschau, vergessen zu machen.

Das Prinzip der Wiederholung, von dem im Text berichtet wird und welches er darüber hinaus zu seinem Erzählprinzip erhebt, lässt sich als Bindeglied zwischen der dargestellten und von der Schwester ausgeführten Textrezeption und derjenigen, welche die „Offenbarungen“ selbst erfordern, ansehen. Allein die Referenzen auf das Stundengebet genügen, um – besonders im Hinblick auf die formale Gestalt – in den „Offenbarungen“ eine Imitation derjenigen Texte zu sehen, die diegetisch der Ordensschwester als Meditationsgrundlage dienen. Ebenso wie die Psalmen als Basiselement des Stundengebets in sich eine repetitive Struktur aufweisen und zudem im wöchentlichen Rhythmus als

Lektüreinhalt wiederkehren, zeichnen sich auch die „Offenbarungen“ durch eine auf ähnliche Weise durch Wiederholung geprägte Struktur aus, so dass eine Beziehung zwischen rezipiertem und eigens produziertem Textgut unterstellt werden kann.

Allein aus der Poetologie des hier vorgestellten Werks heraus ließe sich folglich – und damit wäre diese Quelle Informant über eine im weitesten Sinne (produktive) Rezeption frömmigkeitspraktischer sowie liturgischer Texte und Formen – die Vermutung anstellen, dass die „Offenbarungen“, indem sie sich in ihrer repetitiven Struktur an besagte Texte formal anlehnen und somit ebenso wie diese Abschweifungen vom Text begünstigen und Räume für andersgeartete Erfahrungen eröffnen, auf einen ähnlichen Effekt angelegt sind, wie sie ihn selbst diesen Texten zuschreiben: Sie können zur Gotteserfahrung hinführen. Die „Offenbarungen“ propagieren folglich eine Lektürepraxis zu Zwecken der Aufmerksamkeitslenkung, indem sie diese inhaltlich vorführen sowie in ihrer formalen Textgestaltung imitieren und damit zu ähnlichen Erfahrungen, als deren Zeuge sich das Werk selbst ausgibt, anleiten können. Motivisch wie auch strukturell wird so in bzw. mit den „Offenbarungen“ eine die Andacht fördernde Lektüreform, die sich aus einem charakteristischen Wechselspiel zwischen Wiederholung und Aufmerksamkeit ergibt, nicht nur vorgestellt, sondern in performativer Umsetzung mit ihrem Rezipienten zugleich eingeübt.

Dr. Jessika Nowak (Freiburg i. Br.), Networking in der zweiten Reihe. Karrierestrategien eines *papabile* in der Mitte des 15. Jahrhunderts – Giovanni di Castiglione.

Ist in der Mitte des 15. Jh.s im Mailändischen, wenn einem der so übliche Weg über die Protektion des Landesherrn aus verschiedensten Gründen verschlossen bleibt, jeglicher Versuch, in dessen Herrschaftsgebiet auf der Karriereleiter empor zu klimmen, von vornherein zum Scheitern verurteilt, oder gibt es andere Pfade, die man, wenn man auf geeignete Bündnispartner zu rekurrieren vermag, erfolgreich beschreiten kann? Und falls dies zutreffen sollte, welche Helfer gilt es dann für derartige Manöver zu akquirieren, welche Bündnisse erweisen sich bei einer derartigen Konstellation als am tragfähigsten und aussichtsreichsten? Diesen Fragen gilt es am Beispiel des um 1413 im Mailändischen geborenen Giovanni di Castiglione nachzugehen, dessen Leben gleich in fünffacher Hinsicht interessant ist.

Erstens ist er der einzige Kandidat, der es zu Lebzeiten des Mailänder Herzogs Francesco Sforza vermochte, sich nicht nur gegen dessen expliziten Widerstand ein Bistum in dessen Herrschaftsbereich zu ertrotzen, sondern der auch gegen dessen Willen 1456 den roten Hut erwerben konnte und der im Konklave des Jahres 1458 nur knapp bei dem Versuch scheiterte, die Tiara zu erlangen.

Zweitens war das Netzwerk des Giovanni di Castiglione sehr weitgespannt und weitläufig: Das diplomatische Feld, auf dem Giovanni di Castiglione sich zu bewegen verstand, erstreckte sich vom Frankreich am Ende des Hundertjährigen Krieges über das vom Vordringen der Türken bedrohte Reich und über das von dieser Gefahr noch stärker betroffene Ungarn bis in die italienische Staatenwelt, nach Rom, an die Kurie.

Drittens ist dank der umfangreichen im Mailänder Archivio di Stato liegenden, zuweilen nach sehr elaborierten Schlüsseln chiffrierten Korrespondenz des Mailänder Herzogs die Quellenlage zu Giovanni di Castiglione in der Phase zwischen 1450 und 1460, wo seine Aktivitäten den Höhepunkt erreichten, ausgesprochen gut.

Viertens ist bislang nur sehr wenig über die Person des Giovanni di Castiglione bekannt, weil dieser einer *damnatio memoriae* anheim gefallen ist, Opfer des Humanistenpapstes Pius II. wurde, der mit seiner Feder regelrecht zu exekutieren vermochte.

Fünftens und letztens zeigt die Vita Giovanni di Castigliones eindrücklich, wie wichtig gerade das individuelle Moment beim Verlauf der Karriere sein konnte. Die im Italien des Quattrocento allgemein gültigen karrierefördernden Faktoren (etwa die italienische Herkunft, die Zugehörigkeit zu einer altehrwürdigen Aristokratenfamilie und ein hoher Bildungsgrad) bildeten nämlich letztlich nur den Rahmen, sie ermöglichten es Giovanni, „wettbewerbsfähig“ und „wettbewerbsberechtigt“ zu sein, um sich – als einer unter vielen – auf dem Parkett der Kurie bewegen zu können. Die Faktoren indes, die primär den Verlauf seiner Karriere bestimmten, gründeten in seiner Biographie und in seiner Persönlichkeit, und sie waren auch für die von ihm geknüpften Bündnisse entscheidend: Infolge der zu seiner Zeit als Bischof des normannischen Coutances gesammelten Erfahrungen löste sich Giovanni di Castiglione nach seiner Rückkehr in die *patria* zusehends aus seinen familiären Bindungen und knüpfte verstärkt neue, ihn weniger einengende Kontakte, die sich – anders als die Blutsbande – im Bedarfsfall jederzeit wieder kappen ließen. Bevorzugte Bündnispartner suchte und fand er nicht nur unter den Kardinälen, sondern insbesondere – und hierin unterschied er sich von den meisten seiner sich ausschließlich nach oben orientierenden Zeitgenossen – auch unter den rationalen, praxisverbundenen, meist konsensualistisch auftretenden Männern aus der zweiten Reihe, den Sekretären und Gesandten am Mailänder Herzogshof und an der Kurie. Dank seiner Penetranz, seiner Risikobereitschaft, seinem schier unerschöpflichen Repertoire an Schach- und Winkelzügen und vor allem dank dieser Zuträger und Assistenten war es ihm möglich – um mit den Worten des Kardinals Guillaume d’Estouteville, eines seiner Protektoren, zu sprechen –, „Dinge zu bewirken, die kein anderer zu bewerkstelligen vermocht hätte“ (Guillaume d’Estouteville an Francesco Sforza, 5. Februar 1453, ASMi, Sf., PE, Roma 40).

Stefan Fuchs, lic. phil. (Universität Zürich): Herrschaftswissen und Raumerfassung um 1500. Karten und Landesbeschreibungen im Dienste des Nürnberger Stadtstaates.

Als eines der Zentren der europäischen Kartographie im beginnenden 16. Jahrhundert ist die Reichsstadt Nürnberg der Forschung seit langem geläufig. Herausragende Artefakte wie der Behaimglobus oder die Romwegkarte Erhard Etzlaubs fehlen in keinem kartographiehistorischen Überblickswerk. Weit weniger bekannt sind hingegen diejenigen Beschreibungen und Karten, die der Nürnberger Stadtstaat in dieser Zeit von seinem eigenen Territorium anfertigen liess. Diese sind aber deswegen umso interessanter, als es sich bei ihnen um einige der ältesten Zeugnisse von Kartographie im Dienste frühstaatlicher Landesherrschaft handelt. An Überlegungen zur politischen Instrumentalisierung von Schriftgut und kartographischen Darstellungen in der Vormoderne anknüpfend, thematisierte der Vortrag Nürnberger Landkarten und topographische Beschreibungen des 16. Jahrhunderts. Leitend war dabei die Fragestellung, mit welchen Mitteln der Stadtstaat Nürnberg das Wissen über sein eigenes Herrschaftsgebiet erfasste, ordnete, speicherte und zu welchen Zwecken er es einsetzte. Ein besonderes Augenmerk wurde dabei auf die Frage gelegt, inwiefern dieser frühe herrschaftliche Gebrauch von Wissen über das eigene Territorium bereits Ausdruck eines ‚gouvernementalen‘ Regierungsverständnisses war.

Es wurde die These vertreten, dass dahingehende Absichten vor allem in einer intermediären Beamtschaft fassbar werden, deren Vertreter die Karten und Beschreibungen in vielen Fällen selber im Rahmen ihrer administrativen Tätigkeiten anfertigten. Als intendierte Gebrauchsfelder erwiesen sich dabei insbesondere Gerichtsprozesse um strittige Herrschaftsrechte, aber auch militärische Operationen. Die patrizische Obrigkeit Nürnbergs hingegen verstand derartige Artefakte vorrangig als Repräsentationsobjekte, die es gleichzeitig als ein geheimes Herrschaftswissen sorgfältig zu hüten galt. In Bezug auf die Formen der Aufzeichnung von kartographischem Wissen schliesslich stellte sich eine

prinzipielle Gleichwertigkeit von Schriftlichkeit und Kartenbildlichkeit heraus: Karten sind gegenüber topographischen Beschreibungen nicht als das ‚modernere‘ Medium zu betrachten, zumal beide Formen während des gesamten 16. Jahrhunderts mit- und nebeneinander existierten. Während kartenbildliche Darstellungen sich vor allem dazu eigneten, um Gebietsansprüche augenfällig zu machen, erwiesen schriftliche Aufzeichnungsformen ihre Vorzüge insbesondere da, wo es hochkomplexe Herrschaftsverhältnisse präzise zu erfassen galt.